



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Heute vor fünfzig Jahren : Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug
von 1814. 5.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ziele verfolgenden Musikgesellschaften überläßt, allerhand erste Versuche ihren Mitgliedern vorzuführen, oder den unbekanntem und nicht begehrten Werken gewisser musikalischer Coterien durch Aufführung zu einer freilich nur sehr ephemeren Scheinexistenz zu verhelfen. Solchen Bestrebungen gegenüber müssen wir uns mit der getroffenen Auswahl durchaus einverstanden erklären, und es ist höchst erfreulich, daß gerade zwei der aufgeführten neuen Symphonien, die Symphonien von Reinecke und von Volkmann eine so ergiebige Ader der Production zeigen, die erstere mehr nach der Seite des Melodiös-Interessanten, Formengewandten und Anmuthig-Beweglichen, die andere mehr in der Richtung auf das Großartig-Ernste und Gewichtige. Es steht zu hoffen, daß der Componist der letzteren mehr und mehr des Elementes reiner und klarer Schönheit Herr werden möge, welches bei den größten Meistern aller Zeiten die vollendetste Erscheinungsform künstlerischer Ideen gewesen ist.

Heute vor fünfzig Jahren.

Erinnerungen eines Veteranen aus dem Feldzug von 1814.

5.

Amboise ist ein nettes Städtchen von 4—5000 Einwohner, wo wir bei den Bürgern einquartiert und gut gepflegt wurden. Am andern Tage erhielten wir wirklich unsere Pässe, in welchen die Magistrate der verschiedenen Etappen aufgefördert wurden, uns Quartier und Beköstigung zu verabreichen. Viele von uns, selbst einige von den Kameraden, mit welchen ich Menage gemacht hatte, die klüger oder selbstsüchtiger gewesen waren, als ich, hatten noch Geld, während ich nichts für mich allein zurückbehalten, sondern alles ehrlich zur gemeinschaftlichen Kasse gegeben, mietheten sich Wagen und fuhren gleich ab nach Paris. Ich ging des andern Tages auch fort, aber natürlich zu Fuß, auf mein gutes Glück bauend, das ich denn doch bei allem Unglück bisher gehabt hatte; denn es hätte mir ja noch viel schlechter ergehen können. Ich marschirte zwei oder drei Lieues bis auf die nächste Etappe, auch ein kleines Städtchen, ging auf den Markt, fragte nach der Municipalität und sah vor dem Posthause dieselbe Equipage halten, in welcher der Minister reiste, der uns

gestern die Friedensbotschaft verkündigt hatte. Es war ein stattlicher Jäger dabei, den ich fragte, wem die Equipage gehöre, und der meine Vermuthung bestätigte. Der Minister kehrte von der Kaiserin nach Paris zurück. Ich erkundigte mich, wie lange er sich wohl hier aufhalten werde? „Nicht lange,“ meinte er, „er frühstückt ein bißchen, etwa eine halbe Stunde.“ Ich lief nun flink nach einem billet de rafraichissement, das ich auf der Municipalität erhielt, und fand bald meinen Wirth. Nachdem ich um etwas Brod und Wein gebeten, trank ich letzteren, das Brod aber nahm ich in die Hand, ein Stück Käse auch, und so wandte ich mich dem Thore zu, sah die Equipage richtig noch vor der Post halten und schritt nun auf der schönen, mit lauter viereckigen Steinen gepflasterten großen Straße vorwärts. Als ich den Wagen zuerst gesehen, war mir der Gedanke durch den Kopf geschossen: wenn er doch nach Paris führe und ich mit könnte, und als ich erfahren, wer der Besitzer sei, hatte ich einen Augenblick die Idee, den Minister zu bitten, mich mitzunehmen, verwarf sie aber gleich wieder, indem ich eine abschlägige Antwort fürchtete, und machte mir einen andern Plan. Ich mochte ohngefähr eine halbe Stunde gegangen sein, als der Wagen mich einholte. Behend sprang ich hinten auf, und fort ging es theils im Galopp, theils im raschen Trabe; denn die französischen Posten fahren sehr schnell. Das hielt ich ohngefähr eine Stunde aus, da erhob ich mich und stellte mich wie ein Diener hinten auf, die Erschütterung war aber noch schlimmer als im Sigen, und so versuchte ich es, auf den Zehen zu stehen, und siehe da, es war jetzt zum Aushalten.

So habe ich den ganzen Tag abwechselnd gefessen und gestanden. Kamen wir an ein Städtchen, wo nach meiner Vermuthung die Pferde gewechselt wurden, so sprang ich ab, ging so geschwind als möglich durch den Ort und auf der Chaussee wieder voran, und so — es mochte nach meiner Rechnung fünf Uhr sein — kamen wir endlich in die hübsche kleine Stadt Chartres. Ich war sehr hungrig und beschloß, hier zu Mittag zu essen. Ich fuhr diesmal mit bis vor das Posthaus, sprang ab, als der Wagen hielt, und ging einige Schritte zurück, während der Jäger vom Bock und der Minister ausstieg. Der erstere bemerkte mich, sagte aber nichts, obgleich er mich etwas verwundert anblickte. Hierdurch zuversichtlich gemacht, fragte ich ihn, ob die Excellenz vielleicht hier diniren würde? Er bejahte es ganz artig, und nun lief ich wieder nach der Municipalité, ließ mir ein Billet geben, auf welchem zu meiner Genugthuung und Verwunderung „pour diner“ stand. Auch hatte mich ein gutes Loos getroffen, bei einem anständigen Bürger, wo ich vorzüglich gut aß und ein nettes Glas Wein dazu bekam. Ich unterhielt mich ein wenig mit dem Wirth, der ganz glücklich über den Frieden war, und eilte dann, durch das Mahl gestärkt, schnell auf die pariser Chaussee, um meinen Minister nicht zu verpassen. Der holte mich denn auch bald ein, und nun fuhr ich noch bis nach Rambouillet, wo ich, da der Tag

zu Ende ging und ich weder mehr zu sitzen noch zu stehen im Stande war, Nachtquartier zu machen beschloß. In der That, mein Sitzorgan that mir fabelhaft weh. Ich bekam auch ein gutes Quartier mit einem sehr saubern Bett, in welchem ich bis an den hellen Morgen schlief. Gleich nach dem Frühstück brach ich auf und marschirte bis Versailles, das etwa vier Lieues von Rambouillet ist. Als ich mich der Stadt näherte, holte mich ein großer zweirädriger Karren ein, auf welchem meine Kameraden saßen. Sie waren nicht wenig verwundert, mich zu sehen und konnten nicht begreifen, wo ich so früh schon herkam. Das Beste aber war, daß sie noch einen Platz frei hatten und ihn mir anboten.

In Versailles blieben wir die Nacht, und am folgenden Tage wurde Paris erreicht. Es war gegen zehn Uhr Vormittags, als wir vor der Stadt anlangten, und gleich nachdem wir die Barriere passirt hatten, erblickte ich den Generalintendanten der Armee Staatsrath v. Ribbentrop, den ich in Troyes kennen gelernt. Ich sprang sofort vom Wagen, begrüßte ihn und sagte: „Das ist ja ein großes Glück, Herr Generalintendant, daß wir bei unserm Eintritt in Paris gleich Ihnen begegnen, dem Mann, der uns in unserer Noth helfen kann und wird.“ Er erwiderte freundlich meine Ansprache und erkundigte sich, wo wir herkämen, worauf ich ihm denn in aller Kürze die Abenteuer meiner abermaligen Gefangenschaft mittheilte. Er wünschte uns Glück zu unsrer Befreiung, bedauerte aber, daß er uns nichts nützen könne, da er leider noch kein Geld habe, uns also auch nichts geben könne. Er entließ mich und hatte noch die Güte mir zu sagen: daß wir auf der Municipalität auch den Commandanten von Paris, Obersten Graf v. d. G. finden würden.

Wir begaben uns nun nach der Mairie, wo wir nach dem Commandanten fragten und in ein großes Zimmer gewiesen wurden, in dem wir einen Offizier vom Generalstabe — ich glaube es war ein Hauptmann — fanden, der uns nach unserm Begehren fragte. Wir sagten, wer wir wären und wo wir herkämen, und baten um Quartier sowie um Mittel, uns wieder offiziermäßig zu arrangiren. Er erwiderte zu unserm großen Erstaunen, Quartier könnten wir nicht bekommen; nur die Garden würden einquartiert, das sei gemessener königlicher Befehl. Da nun alle verstummten, auch der Hauptmann, unser Commandeur vom Marschbataillon, so nahm ich das Wort und entgegnete: „Das glaube ich nicht, das ist unmöglich; für Offiziere in unserer Lage müssen Ausnahmen stattfinden.“ Barsch antwortete er: es sei so und er könne uns nicht helfen. „Nun denn,“ sagte ich, „so bleiben wir hier in der Stube, hier ist es warm, und wo Sie essen, werden wohl auch wir satt werden.“ Hierauf wurde er grob und gebot uns, das Zimmer zu verlassen, er habe mehr zu thun. Während dieses Wortwechsels, der ziemlich laut geworden war, kam aus einem Zimmer daneben der Oberst Graf v. d. G. selbst und fragte, was

das für ein Lärmen sei? Der Generalstabsoffizier meldete ihm nun den Vorgang in entstellter und übertriebener Weise, indem er sagte, wir hätten auf eine wenig bescheidene Art Quartier und Mittel gefordert, und als er uns bemerkte, das könnten wir nicht erhalten, weil dies der Befehl des Königs, habe ich geäußert, dies sei nicht zu glauben. Der Oberst sagte, es sei so, gleichviel ob wir es glauben wollten oder nicht, worauf ich erwiderte: „Nun gut, dann bleiben wir hier und gehen nicht von der Stelle, bis uns ein Unterkommen und Existenzmittel angewiesen werden.“ Da wurde auch der Oberst unwillig und drohte, mich arretiren zu lassen. Ich antwortete gelassen: „Thun Sie es doch nur; wir verlangen nichts Besseres, denn da müssen Sie uns doch Obdach geben, und verhungern können Sie uns auch nicht lassen.“ Hierauf befahl er dem Generalstabsoffizier, für uns fünf eine Anweisung auf Quartier für fünf Tage mit Verpflegung zu geben. Wir dankten ihm und, auf das Billetamt gewiesen, welches in demselben Hause war, erhielten wir eine Quartieranweisung bei einem Monsieur Fournier, Jardinier fleuriste rue St. Jacques nro. 59. Diese Scene ist so lebhaft in meinem Gedächtniß eingegraben, daß ich nicht ein Jota davon vergessen habe, ich hatte mich gar zu schmäzlich geärgert. Unsern Wagen hatten wir, weil wir ohne alles Gepäck waren — aus der Gefangenschaft bringt man in der Regel nichts mit — fahren lassen, wir mußten also in dem großen Paris unser Quartier zu Fuß aufsuchen; denn einen Fiaker zu nehmen, hatten wir kein Geld, alle nicht einen Sou, das Quartier aber war eine Stunde weit.

Wir wurden von unserm Wirth, der sehr wohlhabend zu sein schien, freundlich aufgenommen, erhielten zwei sauber eingerichtete Zimmer angewiesen und bald wurde auch ein sehr anständiges Gabelbrühstück aufgetragen. Als wir unsere Zimmer mit unserm Adjustment verglichen, war der Contrast so, daß wir beschloßen, zwar bei Tage in diesen Gemächern zu bleiben, von den schönen reinen Betten aber keinen Gebrauch zu machen. Nach dem Mittagessen, bei welchem unser Wirth (er war früher in Ungarn beim Fürsten Esterhazy gewesen) sich sehr lebhaft mit uns unterhielt und sich äußerst befriedigt über den Sturz Napoleons aussprach, rief ich ihn demnach bei Seite und bat ihn, uns ein ruhiges Kämmerchen anzuweisen, worin er uns von einigen Bund Stroh ein Lager bereiten lassen wolle; wir wären daran gewöhnt und wollten ihm, da er so freundlich und anständig gegen uns sei, nicht zum Dank seine Betten verunreinigen; eher hofften wir morgen von diesem Gebrauch zu machen, wenn wir wieder wie civilisirte Menschen beschaffen wären. Nach vielem Weigern willfahrte er uns; wir bekamen ein hübsches Stübchen und eine schöne Streu und zogen uns gar nicht erst aus, sondern schliefen wie wir waren ganz prächtig, es war ja doch golden gegen das Liegen auf den Steinfliesen in den Kirchen.

Am andern Morgen brachen wir früh auf, um zum Intendanten zu gehen; vorher aber suchten wir das Quartier unsers Königs auf, über dessen Lage unser Wirth die nöthige Auskunft gegeben. Hier begab ich mich zu dem Obersten v. Thiele, ließ mich melden und wurde sogleich vorgelassen. Er war erstaunt, mich in Paris zu sehen, da ich ihm bereits persönlich bekannt war; denn auf seinen Befehl hatte ich in Bar sur Aube damals den Weg nach Chaumont eingeschlagen. Ich erzählte ihm mein Schicksal und bat ihn um eine Empfehlung an den Intendanten, damit wir Geld bekämen. Er setzte sich sofort hin und schrieb ein Billet an denselben, das er mir mit dem Hinzufügen übergab, wenn ich irgend etwas bedürfe, solle ich ungescheut wieder kommen. Wir traten nun den unendlich weiten Weg zum Herrn v. Rippentrop an, bei dem wir ganz ermüdet anlangten. Ich übergab ihm das Billet des General-Adjutanten. Uneröffnet warf er es auf den Tisch und sagte: „Meine Herrn, es thut mir leid, daß Sie geglaubt haben, dieser Empfehlung zu bedürfen, um mich zu veranlassen, Ihnen in Ihrer Lage zu geben, was Sie bedürfen; aber es ist alles noch in Verwirrung, es ist noch kein Abkommen mit irgend einem Bankier getroffen, da die Kriegskasse noch nicht da ist, und wer weiß, wo die noch steckt. Sogar der Courier, welcher die Nachricht von der Schlacht von Paris nach Berlin bringen sollte, war deshalb aufgehalten, bis es der König erfuhr und das Reisegeld aus seiner Chatouille geben konnte. Wissen Sie, meine Herren,“ fuhr er fort, „mein ganzes Vermögen besteht noch in 20 Franken, die will ich mit Ihnen theilen.“ Er zog seine Börse, in welcher noch vier Fünffrankensstücke waren, und gab für uns fünf zehn Franken her, mit denen wir uns verabschiedeten.

Von dem weiten Wege waren wir müde und hungrig geworden, und so traten wir bei einem Conditorein, wo wir für einen halben Franken eine Tasse Chocolate und etwas Gebäckenes genossen. Dann kaufte ich mir für einen halben Franken einen engen Kamm und ein Stück Seife, und für einen Franken nahm ich ein warmes Bad, indem ich mich gründlich reinigte und mir zugleich mein Hemde wusch, welches ich seit mehr als drei Wochen nicht gewechselt hatte. Ich rang es tüchtig aus und zog es an, damit es auf dem Leibe trockne. Die Kameraden hatten auch jeder ein Bad genommen, wir fanden uns wieder zusammen und gingen wie neugeboren in unser Quartier, wo wir an der guten Verpflegung uns gütlich thun und für die folgende Nacht die schönen reinen Betten benutzen konnten.

Des andern Morgens machten wir uns frühzeitig auf den Weg zum Intendanten, um nachzufragen, ob Geld da sei? Und welche Freude! es war da. — Er gab uns jedem ein zweimonatliches Gehalt, das incl. Feldzulage 50 Thlr. für mich betrug. Was nun zuerst beginnen? — zuerst natürlich kleiden! — Wir gingen in das Palais royal, wo alles fertig zu haben war, Unifor-

men, Dienstbeinkleider, Mützen, Ueberrocke und alles ganz dienstmäßig. Ich meistentheils besorgte mir zunächst bei einem Schneider ein paar neue Beinkleider, und da mein Ueberrock noch gut und nur durch den Transport in der Gefangenschaft etwas unscheinbar geworden war, beschloß ich ihn wenden zu lassen. Vorher kaufte ich mir einen Säbel mit Portécépée und Kuppel; wir Füsiliertrugen damals Säbel mit polirter Stahlscheide und schwarzlackirter Kuppel über dem Ueberrock. Eine neue Uniform war mir zu theuer, dagegen wurde eine neue Dienstmütze angeschafft. Dann begab ich mich zu dem Schneider zurück und fragte, in wie viel Zeit er mir den Rock wohl wenden könne? Er erwiderte: „In fünf Stunden.“ — „Gut, aber was soll ich während der Zeit machen? Ich kann doch hier nicht sitzen bleiben?“ — Er wußte Rath und erbot sich, mir einen passenden neuen Civilüberrock aus seinen Vorräthen zu leihen, ich könne dann umher gehen und das Palais royal ansehen, wobei mir die Zeit nicht lang werden würde. Das nahm ich gern an, zumal er nur eine Kleinigkeit für das Leihen forderte. Im Palais royal war so viel zu sehen, daß die fünf Stunden vergangen waren, ehe ich es inne wurde. Die Forderung des Schneiders war nicht unbillig, ich glaube, ich zahlte nicht mehr als acht Franken für das Wenden des Rocks und für neue Treffen auf den Achselklappen; die Epaulettes haben wir, glaube ich, erst im Jahr 1815 erhalten.

Mein Geld war durch den Ankauf um die Hälfte geschmolzen, unser Quartierbillet war in zwei Tagen abgelaufen, und es war vorauszusehen, daß mir der Commandant keine Verlängerung gewähren würde, und ich wäre doch gar zu gern noch einige Zeit in Paris geblieben. Wie das anfangen? ich mußte noch Geld haben, aber woher? — Da fiel mir ein, daß der Graf Lotum ja auch in Paris sein müßte, da er Minister war und die Chatouille des Königs unter sich hatte, aus welcher er mir damals das Geld für mich und meine Kameraden in Troyes gezahlt. Ich erfragte bald sein Quartier und ging des andern Tages gleich zu ihm. Er empfing mich ausnehmend freundlich, fragte mich über mein ferneres Ergehen bis jetzt genau aus, ich erzählte ihm alles, er hörte mir mit sichtlicher Theilnahme zu und lud mich zum Frühstück ein. Aber als ich mit meinem Anliegen herausrücken wollte, wurde plötzlich — o wehe! — der Staatsrath v. Ribbentrop gemeldet. Jetzt, dachte ich, ist dein Plan in den Born gefallen, da er dir gestern erst 50 Thlr. gezahlt hat. Aber die Sache gestaltete sich doch besser. Der Staatsrath trat ein, er begrüßte mich auch, ich dankte so verbindlich, als es mir in meiner Betrübniß möglich war. Er blieb auch zum Frühstück, und während desselben fand sich eine Gelegenheit, wo Herr v. Ribbentrop an mich herantreten und mir zuflüstern konnte: „Sie wollen gewiß Geld vom Minister haben? Sagen Sie nichts, sondern kommen Sie morgen zu mir, ich kann Ihnen jetzt so viel geben, wie Sie

wollen.“ Welches Glück! — das Frühstück schmeckte mir noch einmal so gut. Nach einiger Zeit empfahl ich mich, der Minister entließ mich sehr gnädig und lud mich ein, wenn ich noch längere Zeit in Paris bliebe, ihn wieder zu besuchen.

Am andern Tage begab ich mich frühzeitig zum Staatsrath und empfing nochmals 25 Thlr. Nun konnte ich noch einige Tage da bleiben, ich erkundigte mich bei unserm Wirth nach einem Hotel, das anständig, aber nicht zu theuer sei; er schlug mir das Hotel de Bavière vor, dessen Wirth ein rechtlicher Mann wäre, und die Empfehlung bewährte sich. Das Hotel war nicht weit von der Rue St. Honoré und ganz nahe am Palais royal, dem Mittelpunkte aller damaligen Annehmlichkeiten von Paris. Ich bezog ein hübsches Stübchen im dritten Stock, für welches ich incl. Kaffee und Frühstück täglich fünf Franken bezahlte, so daß ich bei vernünftiger Dekonomie hier eine volle Woche wohnen konnte. Von da an suchte ich mich zu amüsiren, indem ich die bezahlbaren Merkwürdigkeiten sah, von denen der jardin des plantes, das anatomische Cabinet zc. als das vorzüglichste mir in der Erinnerung geblieben ist. Ferner besuchte ich einige Male Versailles, wohin man in einem eleganten Fiaker für einen Franken fahren konnte. Endlich ging ich ein paar Mal ins Theatre Francais, welches mich aber nicht sehr anzog, indem mir die Declamation zu geziert und geradezu widerlich vorkam, ich auch die betrübende Entdeckung machte, daß ich, trotzdem ich ziemlich geläufig französisch sprach, doch nicht geübt genug war, im Theater alles richtig zu verstehen.

So waren etwa sechs Tage vergangen, und ich merkte an meinem Geldbeutel, daß es Zeit wurde, an die Abreise zu denken. Da führte mich ein Kamerad im Palais royal nach der No. 13, einem öffentlichen Spielhause, wo eine Roulette war, und zugleich trente et quarante gespielt wurde. Ich staunte das vorher nie gesehene Treiben und die Haufen von Gold und Silber eine ganze Weile an, weil ich keinen Begriff davon hatte, daß öffentlich mit Bewilligung der Regierung so hoch gespielt werden konnte. Dann wirkte auch auf mich der Geist des Places. Eine Nummer fiel mir ganz besonders ins Auge. Sie starrte mich an, so oft ich hinsah, es war die Nummer 14. Ich bekam Lust, auch mein Glück zu versuchen. Ehe ich den Entschluß aber ausführte, rief der Croupier: „quatorze, rouge pair et manque“ (manque bedeutet, wenn die Nummer unter der Hälfte von 36 ist, und läßt sich deutsch nicht gut mit einem Worte wiedergeben). Ich sah die weiße Kugel in dem Glücksrade auf Nr. 14 liegen. Nichts desto weniger beeilte ich mich, diese No. 14 doch mit einem Fünffrankenstück zu besetzen, sie kam ebenso heraus, und ich erhielt sechsunddreißig Fünffrankenstücke ausgezahlt. Noch einige Male setzte ich andere Nummern, aber es kam keine derselben mehr heraus; doch nahm ich beim Fortgehen noch 150 Franken mit. So konnte ich

noch einige Tage in Paris bleiben. Während derselben versuchte ich mein Glück noch zwei oder drei Mal, gewann und verlor wieder und hatte endlich nur noch drei oder vier Napoleonsdor, so daß ich nun zu meinem Bataillon abzugehen beschloß, welches in der Picardie stand.

Ich erhielt, als ich mich auf der Commandantur zum Abgang meldete, auf meine Bitte eine Marschroute und einen Vorspannpaß und traf nach einigen Tagen beim Bataillon ein, wo ich von meinen Kameraden mit großer Herzlichkeit empfangen wurde.

Mein Bataillonscommandeur, der mit mir und mehren andern Kameraden am 14. Februar gefangen worden, war nach Tours geführt worden, und von da einige Tage vor mir zurückgekehrt und zwar ganz gesund; denn die Kugel, welche ihn am 1. October 1812 in dem Gefecht an der Garosse im Oberschenkel verwundet und, da sie nicht gefunden werden konnte, immer noch im Beine gefesselt, hatte sich, in Folge des angestregten Marsches zu Fuß als Gefangener, gesenkt und war ohne große Schmerzen unter dem Knie herausgeschnitten worden. Ich war eines Nachmittags bei ihm mit mehren Kameraden zum Besuch, und wir unterhielten uns von den letzten Kriegereignissen und unsern verschiedenen Schicksalen, wobei wir auch auf den Unteroffizier Hallmann zu sprechen kamen, der bei Etoges von der Kanonenkugel, die dem Hauptmann v. Kleist den Kopf genommen, am Unterleibe verletzt worden war. Man warf eben die Frage auf, ob er wohl noch lebe oder wie so viele heimgegangen sei, als mit einem Male der todtgeglaubte Unteroffizier Hallmann wie durch ein Wunder gesund und munter in das Zimmer trat und sich bei dem Commandeur wieder zum Dienst meldete. Der Major fragte: „Wo kommen Sie her?“ — „Direct von Paris, wo ich geheilt worden bin.“ Der Commandeur forderte ihn auf, zu erzählen, und Unteroffizier Hallmann berichtete:

„Mir wurde von der Kanonenkugel der Unterleib so schwer verletzt, daß die Eingeweide zu sehen waren, und ich sie mit den Händen vor dem Herausfallen bewahren mußte. Dennoch krabbelte ich mich auf, stützte mich auf mein Gewehr und wollte weggehen, wobei mein Bruder zu mir trat und mir half. Da kam ein brauner Husar mit einem Beutepferde, der sah meinen Zustand und sagte zu meinem Bruder: „Kamerad, nimm das Beutepferd, damit Du den Verwundeten besser fortbringen kannst, ich werde Dir beistehen.“ Er stieg ab, und beide halfen mir auf das Pferd; der Husar ritt zu seinem Regiment zurück. Mein Bruder führte mich nun auf dem Pferde, wo es viel besser ging, nach der Chauffée und wir erreichten den Rand des Waldes, als unsere Leute sich noch mit der französischen Cavallerie schlugen. Da kamen mit einem Male unsere Husaren, von den Franzosen verfolgt, angejagt. Doch war das nur ein Moment, die Franzosen machten rasch Kehrt, und unsere Husaren verfolgten sie wieder. Mein Bruder wollte nun seitwärts in den Wald, weil er glaubte, daß

wir da sicherer wären, aber das Beutepferd ging nicht über den Chauffégraben; so sehr es auch angetrieben wurde, es blieb stehen; wahrscheinlich war es zu sehr ermüdet. Indem sausten die Unsern wieder, von den Feinden verfolgt, an uns vorüber, da drang ich in meinen Bruder, in den Wald zu gehen, sich zu retten und mich meinem Schicksal zu überlassen, ich gab ihm mein Geld für meine Frau, mit mir sei es ja doch vorbei. Ich hatte noch nicht ausgeredet, als die Franzosen, von der Verfolgung der Unsern wieder zurückgejagt kamen; mein Bruder sprang über den Graben in den Wald, ich blieb halten, hilflos und ergeben in mein Schicksal. Da sprengte ein französischer Guirassier heran und holte mit dem Pallasch aus, um mir den Rest zu geben, besann sich aber, sprach ein paar französische Worte, die ich nicht verstand, und ritt dann ohne mir etwas zu thun weiter. Bald darnach kam ein zweiter Guirassier, hob ebenfalls den Säbel, sagte aber in demselben Moment fast auf deutsch: „Nein, an Dir will ich mich nicht versündigen, Du hast genug“ und ritt auch weiter, ohne mir das Mindeste zu thun. Nun aber erschien ein polnischer Ulan, der stach mich ohne Weiteres mit der Lanze in den Rücken, so daß ich vom Pferde fiel, dann, als ich schon am Boden lag, gab er mir noch einen Stich auf den rechten Hüftknochen, was mir sehr weh that, und bierauf jagte er fort, weil unsere Guirassiere und Husaren wieder angesprengt kamen.

Ich lag nun hilflos da, aber als alles ruhig geworden war, kam mein Bruder zurück, und es gelang ihm, mich wieder auf das Pferd zu bringen. Er führte mich in unser heut Morgen verlassenes Bidouak, wo er mich vom Pferde hob und in eine von den Offiziershütten legte, wo viel Stroh war. Er hatte Binden in seinem Tornister, verband mich, so gut er konnte, deckte mich tüchtig mit Stroh zu und verließ mich nun, weil er nicht länger bei mir bleiben konnte; denn die Unsrigen retirirten ja immer, was ich aus dem Feuern schloß, das immer näher und näher kam. Nun mag ich wohl ohnmächtig geworden sein, denn von der Nacht weiß ich nichts, ich wurde aufgeweckt, als es Tag war. Franzosen trugen mich aufs Schloß, wo eine Anzahl preußischer und französischer Verwundeter lag; sie brachten mich in ein Zimmer, wo schon ein französischer Oberst war, dem man eben das Bein abgenommen hatte. Den braven Mann, der selbst erst eine schmerzhaftere Operation überstanden hatte, aber ganz munter schien, überkam ein so großes Mitleid mit meinem Zustande, daß er darauf bestand, ich müsse gleich nach ihm verbunden werden. Nachdem dies geschehen und ich durch den Genuß von Wein ein wenig gestärkt war, fühlte ich mich wohler. Am andern Tage wurden die Verwundeten fortgeschafft, der Oberst drang darauf, daß ich mit ihm auf einen Wagen kam und nicht mehr von ihm getrennt wurde, bis wir nach Paris gelangten, wo ich im Hotel de Dieu untergebracht, sehr sorgsam gepflegt und gut behandelt wurde und nun geheilt, darauf angetragen habe, zum Bataillon zu gehen, und da bin ich nun. Der

Unteroffizier Hallmann wurde als Thoreinnehmer in Glas versorgt, wo er vor zwanzig Jahren noch gelebt hat. Invalide ist er durch den Lanzenstich des polnischen Ulanen geworden, der ihm den Hüftknochen gesplittert hatte.

Die letzte Woche.

Die Session der preussischen Kammern ist geschlossen, die letzte Woche des Abgeordnetenhauses war nicht arm an bedeutenden Momenten. Die Majorität war, das empfand man aus jeder Debatte, sich bewußt, daß der Staat in eine Lage gekommen sei, in welcher eine parlamentarische Behandlung der Geschäfte nicht mehr möglich ist, und in einigen Reden fand diese Stimmung ergreifenden Ausdruck. Nach der Sitzung des letzten Tages kann man die Ansicht nicht zurückhalten, daß, wenn die Majorität denselben würdigen und entschlossenen Ernst im vorigen Sommer an entscheidenden Tagen bewiesen hätte, vielleicht der Conflict dieses Winters nicht mehr nöthig gewesen wäre. Die kurze Session ist resultatlos, die Dissonanz mißtönender, die Gegensätze schroffer als je. Und betroffen fragt man: was soll nun werden? Wird das budgetlose Regieren ein chronisches Leiden sein? Wird der Staat seine Kriegsrüstungen ohne Anleihe durchführen, indem das Ministerium die Gelder nimmt, wo es dieselben findet? Werden Capitalisten so waghalsig sein, der Politik des gegenwärtigen Ministeriums ihre Millionen anzuvertrauen? Und was schlimmer ist, wird diese Politik gegen die Majorität der deutschen Regierungen, gegen die Lebensinteressen des preussischen Staats fortgeführt werden bis zu einer Calamität, bei welcher Eigensinn und Parteihass im allgemeinen Glend untergehn?

Wir meinen, das wirkliche Sachverhältniß ist nicht so ungünstig, als es zur Zeit noch erscheint. Die Volksvertretung Preußens hat in dem Kampfe dieses Winters allerdings keinen Sieg erfochten, ja sie hat in mancher Beziehung Rückschritte gemacht. Die Einwirkungen des Ministeriums auf die Wahlen haben ein Resultat gehabt, welches die Zuversicht der Opposition verringerte. Daß dieses Ministerium fast dreißig Anhänger mehr in die zweite Kammer brachte und